

Jahrgang III.

No. 9.

Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Der bunte Rock. — Münchener Theater. — Bemerkungen:
Rabindranath Tagore. — Vaterländisches — Grundherrliche
Zensur. — Die Weltordnung in Gefahr!

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer** führende Frauen allen Ständen, die der Welt, 32,00Pseud anderes Material, ca. 2130 Seiten mit staben, vornehmendes Geschenk,



Zeitgenossen, und Männer aus Staatsoberhäupter donyme u. reiches aufgespeichert auf 14 Millionen Buchgebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeigenslexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 9,

München,
Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Der bunte Rock.

Als der zwanzigjährige Leutnant von Forstner (Zabern, 99. Infanterie-Regiment) im Mannöver sein Bett vollmachte, ahnte er schwerlich, daß aus der Selbsthilfe seines bedrängten Leibes ein Lärm und Gestank erwachsen werde, der von der stillen Lagerstätte des Landesverteidigers seinen Weg über Zabern und den Elsaß durch ganz Deutschland, Europa und die zeitunglesende Erde nehmen werde, und von dessen Erschütterung Regierungssitze und Kanzlerstühle ins Wanken geraten würden. Aber es ist so gekommen, und wir haben nun in aller Buchstäblichkeit die Illustration zu der Hyperbel, daß die Winde eines preußischen Leutnants als weltbewegende Stürme um die Fundamente von Recht, Gesetz und Ordnung brausen.

Der Fall ist zu lehrreich, für die Beurteilung der in Deutschland geltenden Auffassung von der Heiligkeit des bunten Rockes zu bedeutungsvoll, als daß man ihn nicht noch einmal in seinem ganzen erstaunlichen Verlauf darstellen sollte. Also der Leutnant

von Forstner hatte Malheur im Bett. Vielleicht hatte er abends zuviel getrunken, vielleicht hatte eine unruhige Auster in seinem Magen den Grabesfrieden nicht finden können, kurzum, er —, kurzum, ihm passierte etwas, was er diskret zu verbergen wohl nicht in der Verfassung war, kurzum: die Sache kam auf und sprach sich herum. Fröhlich kichernd gab einer dem anderen das Wort Bettschisser weiter, und unser Leutnant hatte seinen Spitznamen weg. Der Einfall, daß sich vielleicht eine Versetzung in ein anderes Regiment empfohlen hätte, kam Herrn von Forstner und seinen Vorgesetzten nicht in den Sinn. Vielmehr glaubte der junge Offizier, die verminderte Respektabilität durch erhöhte Schneidigkeit wettmachen zu müssen. Die Instruktionsstunde der zwar schon uniformierten, aber noch uninformierten Rekruten gab dazu erwünschte Gelegenheit. Hier konnte sich der forsche Jüngling an der Kakophonie des Ausdruckes „Wackes“ weiden, das der in schrankenlosem Machtbewußtsein geblähte Preuße den wehrlosen Elsässern möglichst oft an den Kopf warf. Wackes bedeutet im Elsaß so etwas wie Strolch, Zuhälter, Mistkerl, was man in Bayern Luki, in Sachsen Lumich, in Nordwestdeutschland Butjer, in Ostpreußen Lorbaß und in Berlin ne dufte Nummer nennt. Herrn von Forstners Rekruten mußten also antreten und erklären: „Ich bin ein Wackes!“ Wenn der Leutnant das hörte, freute er sich, und er lebte seine Phantasie nach jeder Richtung aus, indem er die armen Teufel auch noch gegen die Wackes außerhalb der Kaserne scharf machte und eine Prämie von zehn Mark demjenigen zusicherte, der einen Wackes totsteche. Ein dienstefriger Sergeant gelobte seinerseits, noch einen Taler draufzulegen. Ferner empfahl Herr von Forstner den Leuten, auf die französische Fahne zu scheißen, als für welche er in jenem Manövertraum sein Bettlaken gehalten haben mochte.

Solcherart waren die Belehrungen, die die neu eingestellten Soldaten als erste Eindrücke ihrer jungen Würde zum Besuch bei Vater und Mutter mitnahmen, als allererste Eindrücke: denn die eigentlichen offiziellen Verhaltungslehren hatten sie noch nicht gehört nicht einmal die, daß sie — eine, wie man sieht, vorsichtige Bestimmung — über alle Interna des Kasernenlebens draussen zu schweigen haben. Sie schwiegen aber nicht. Sie schwiegen schon aus Angst um das Leben ihrer Angehörigen nicht. Denn sie hatten erfahren, daß sie in den Augen des Vorgesetzten Wackes seien — sie hatten sich ja selbst so melden müssen —, mußten also schließen, daß auch ihre Angehörigen Wackes seien, und wußten, daß die Erstechung eines Wackes als verdienstvolle Tat angesehen würde. Wer garantierte ihnen, ob nicht ein nach den Knöpfen strebender Kamerad, der auch den Wert von dreizehn Mark zu schätzen wüßte, ihren Vater, ihren Bruder, ihren Freund als Objekt seiner Tapferkeit ausersehen möchte! Sie erzählten also, was der Herr Leutnant sie gelehrt hatte. Kein Wunder, daß sich die Angelegenheit herumsprach, und daß sich Zabern beunruhigt fühlte. Die Zaberner scheinen friedliche Leute zu sein. Sie haben erst später erfahren, daß sich auf Beunruhigungen, auch wenn sie sehr geringfügig sind, recht blutig reagieren läßt. Sie selbst begnügten sich damit, zu schimpfen, sich in aufgeregten Gruppen zusammenzustellen, und wenn der Herr von Forstner vorbeikam, dann fiel auch wohl aus Kindermund das Wort Bettschisser.

Damit war der Fall publik geworden, und begann gleicherweise die dem Leutnant von Forstner vorgesezte Militärbehörde wie die um ihre Lebenssicherheit besorgte Bevölkerung des Elsaß zu beschäftigen. Der Regimentskommandeur von Zabern, Herr Oberst von Reuter, wandte sich an den in Straßburg residierenden General von Deimling, den hurrafrohen

Hererobezwinger und Franzosenfresser, — und der, der das Land, in dem er lebt, als Feindesland zu betrachten scheint, gab den Befehl: Bloß nichts gefallen lassen! Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen! Die Spitzen der Bajonette — etc. in bekannter Melodie. Die anderen mobilisierten Presse und Reichstag.

Am Königsplatz in Berlin gab es nun eine „kurze Anfrage“, und der neue Kriegsminister, Herr v. Falkenhayn, beantwortete sie mit jener preußischen Schneidigkeit, die uns von jeher verpflichtet hat, beim Anblick einer Offiziersuniform die elende Jammerbarkeit unseres Zivilistendaseins einzusehen und in des Königs Rock alle Weisheit und alles Schicksal des Weltgeschehens eingenäht zu wissen. Er entschuldigte den Leutnant von Forstner mit seiner goldenen Jugend (*jeunesse dorée*). Die gleichalterigen Rekruten, die roh beschimpft und deren Angehörige und Landsleute bedroht waren, wurden hingegen nicht entschuldigt. Ihnen wurde vielmehr strenge Bestrafung in Aussicht gestellt, weil sie — ohne noch von ihrer Schweigepflicht unterrichtet zu sein — von dem gesprochen hatten, was erst durch Publizität bedenklich schien. Der Kriegsminister ließ keinen Zweifel darüber entstehen, daß ihn nicht die Verfehlung des Offiziers, sondern nur ihr Bekanntwerden ärgerte. Er war offenbar der Meinung, daß es die Zaberner Wackes nicht das Mindeste angehe, ob sie erstochen würden oder nicht.

Am gleichen Tage, an dem der Chef der Armee sich also schützend vor seine forschenden Westmarkkolonisatoren stellte, ging Herr von Forstner in Zabern Schokolade einkaufen. Sein besorgter Oberst hatte ihn zu diesem Zwecke von vier Soldaten eskortieren lassen (ob es Wackes waren, ist nicht bekannt geworden), die sich mit aufgepflanztem Bajonett vor den Konfitürenladen aufpostieren mußten. Andere Leut-

nants spazierten in ebensolcher Begleitung durch die Stadt. Dies geschah, wie sich herausstellte, um den Einwohnern des Elsaß etwa noch vorhandene Beste ihres gallischen Humors auszutreiben. Denn als man im Publikum lachte, ging das Militär zu Arretierungen über, sintemalen der Regimentskommandeur davon überzeugt war, daß Verhaftungen von Soldaten vorgenommen werden müssen, sobald die Polizei den Grund dazu nicht finden kann. Vielleicht lag ihm auch daran, seine Kerls für den Kriegsfall im Gefangennehmen auszubilden.

Das Zaberner Straßenbild muß einen recht angenehmen Eindruck gemacht haben. Ein Rudel Leutnants geht spazieren, darunter Herr von Forstner. Spielende Kinder bemerken ihn und eins ruft „Bett-schisser“. Das Rudel Leutnants zieht die Plempen und jagt hinter den Kindern her, — ein wahrhaft kriegerischer Anblick. Fortbildungsschüler verlassen ihr Institut. Sie amüsieren sich über den heldenhaften Aufzug der bajonettgeschützten Säbelrassler. Da erscheinen auf der Bildfläche 50 Mann Füsiliere, stellen sich in zwei Gliedern auf, das vordere kniet nieder, die Leute legen auf die Schüler an, und unter Trommelwirbel ertönt die Aufforderung, sich zu zerstreuen. Wer nicht sofort verschwindet, wird festgenommen — im ganzen 27 Personen, darunter zwei Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die gerade einen Uebeltäter gegen die bürgerliche Ordnung verknallt haben.

Die Verhafteten werden im ausgeräumten Kohlenverließ der Regimentskaserne, dem sogenannten Pandurenkeller, untergebracht, einem stinkenden, dunklen Loch, von dessen Bestimmung zur Menschenbehausung sein Erbauer sich nichts hätte träumen lassen. Es fehlte alles, was den Aufenthalt hätte möglich machen können. Selbst die Tätigkeit, zu der dem beleidigten Leutnant im Manöver ein Bett zur Ver-

fügung stand, mußte in aller Gegenwart in einer Ecke des Lokales vollzogen werden. Hier wurden die Sünder eine ganze Nacht hindurch festgehalten. Leider hatte man die Juristen vorher freigelassen. Gerade für sie, denen das Verhängen von Freiheitsstrafen Lebensberuf ist, wäre die Erfahrung am eigenen Leibe vielleicht sehr nützlich gewesen. Ich habe schon früher einmal angeregt, daß jeder Staatsanwalt und jeder Richter, ehe ihm sein Amt übertragen wird, ein Jahr Zuchthaus absitzen sollte, damit er weiß, was er tut, wenn er andere Leute verurteilt.

Die kollerig gewordene Soldateska hatte damit noch nicht ausgetobt. Sie setzte ihre Jagd auf lachende Kinder fort, drang in Häuser ein, verhaftete einen neunjährigen Jungen und ein vierzehnjähriges Mädchen, und der erste Held, Herr von Forstner, schlug bei einer Säbelattacke auf spielende Kinder in einem benachbarten Dorfe einem lahmen Schuster-
gesellen eine tiefe Wunde in den Kopf.

Mit Erstaunen und mit Grauen vernahm man im ganzen Lande und weit darüber hinaus von den Zaberber Wundertaten. Obwohl Zabern eine der wenigen altdeutschen Städte des Elsaß ist, mußte — besonders in Frankreich — der Verdacht platzgreifen, daß es sich um beabsichtigte Provokationen des französischen Volkes handle, zumal der Krach in unmittelbarem Anschluß an freche Beschimpfungen der Fremdenlegion und der französischen Fahne erfolgte, und der Oberst von Reuter ausdrücklich Öffentlich erklärte, daß er auf höheren Befehl handle, und zumal alle Bemühungen der Zivilbehörde, Ruhe und Sicherheit zu schaffen, an der gegen Krüppel und Kinder entfesselten Heldenhaftigkeit des bunten Rockes scheiterten. Die simpelste Psychologie macht es ja begreiflich, wenn alte Militärs wie jener kampf-
begierige General von Deimling nach 43 Friedens-
jahren allmählich zur Erkenntnis ihrer eigenen

Ueberflüssigkeit kommen und jetzt, wo eben die Machtstärke der Armee dank dem Entgegenkommen des Reichstags gewaltig erhöht ist, jede Gelegenheit — und sei es nur der auf Tatsachen gegründete Spitzname Bettschisser — willkommen heißen, um den Nationalstolz des „Erbfeindes“ zu verletzen. Dazu, daß das wütende Hineinprügeln in die elsässische Bevölkerung nur dazu taugt, in den nachgerade an die preußischen Naturalisationsmethoden gewöhnten und in ihr Schicksal ergebenen Grenzbewohnern die Sehnsucht nach der Franzosenzeit mit einem Schlage wieder lichterloh anzuflammen, hat die Einsicht der reichsländischen Patrioteska nicht ausgereicht.

Natürlich ging es nach den anmutigen Vorfällen im Reichstag hoch her. Außer den Sinnes- und Stammesverwandten der Deimling, Reuter und Forstner waren die Volksvertreter alle einig in der strengsten Verurteilung der Ereignisse und des in ihnen zutage getretenen Systems. Besonders fand der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach so energische und klare Worte, wie man sie in deutschen Parlamenten überall selten hört. Anders die Regierungsvertreter. Herr von Bethmann-Hollweg, des eisernen Kanzlers lederner Nachfolger, stümperte eine Rede zusammen, in der Gesetzesübertretungen des Militärs zugegeben, aber mit dem Verhalten des Zivils entschuldigt wurden. Der Sinn des Gestammels war der, daß in Deutschland das Volk zu kuschen hat, wenn ein Leutnant kommandiert, und daß die Gesetze des Landes ohne Wirkung sind, wenn ein Oberst sie als schlecht befindet. Deutlicher, schneidiger, unverhüllter gab dann Herr von Falkenhayn der gleichen Meinung Ausdruck, wobei er es an Entrüstung über die Zaberaner und ihre Presse nicht fehlen ließ. Wer sich Beschimpfungen und Bedrohungen von Offizieren nicht gefallen läßt, der beschmutzt des Königs Rock. Des Königs Rock aber darf nicht beschmutzt werden

(über die Behandlung von Betten verlautbarte nichts). Wenn man jedoch nicht will, daß das Militär die Bürger von der Straße weg in den Pandurenkeller schleppt, dann müsse man gewärtig sein, daß einem ein Leutnantsdegen in den Leib gerannt wird.

Unsere guten Parlamentarier haben sich über die beiden Regierungsreden höchlich aufgeregt. Ja, sie haben sich dazu aufgeschwungen, dem Reichskanzler mit riesiger Mehrheit ihr Mißtrauen zu votieren. Das ist nicht viel, zeugt aber von bravem Willen. Erreicht wird damit gar nichts. Denn zu gleicher Zeit, wo auf Grund einer Parlamentsabstimmung in Paris der Ministerpräsident Barthou von der Bildfläche abtrat, tat der lange Theobald im deutschen Reichstag einen Ausspruch, der ihn zum erstenmal nicht von aller Staatsklugheit verlassen scheinen ließ. Er erklärte, den Ernst der Stunde nicht darin zu erkennen, daß ihm der Reichstag seine Mißbilligung ausspreche, und zeigte sich damit für seine Person der prekären Situation praktisch durchaus gewachsen. Wenn es jetzt heißt, die Stellung des Kanzlers sei trotzdem erschüttert, ja, wenn sogar Beschwichtigungserklärungen ergehen, wonach Herr von Bethmann nicht gesagt habe, was er hätte sagen wollen, und Herr von Falkenhayn gesagt habe, was er nicht hätte sagen wollen, so mögen sich die Reichsboten auch darauf nicht zuviel einbilden. Das sind Stimmungsreaktionen, die nicht am Königsplatze, sondern in Donaueschingen ihren Ursprung haben. Ueber Beschlüsse des Reichstags, der erst vor ein paar Wochen der jetzt so hart befehdeten Armee die haarsträubendste Bereicherung zugebilligt hat, die je ein Volk für sein Heer hat aufbringen müssen, stolpern bei uns keine Minister. Kommt in sechs Wochen — vielleicht veranlaßt durch eine Volkserregung in Frankreich wegen der Zaberner Skandale — eine neue derartige Forderung, dann ist alles vergeben und vergessen, und der Reichstag hilft von neuem die Blutschraube fester drehen.

Wird das Parlament die Konsequenz aus seinem Verhalten ziehen? Wird die Empörung gegen die Ueberhebung des bunten Rockes solange vorhalten, bis das Reichsbudget zur Bewilligung steht? Werden die Herren dem aufsässigen Kanzler sein Gehalt, dem Kriegsminister den Heeresetat verweigern? Werden die Sozialdemokraten den angedrohten Proteststreik in Elsaß-Lothringen durchführen? Oder werden sie sich damit begnügen, Massenversammlungen zur Annahme von Resolutionen zu kommandieren, um die kein Mensch sich kümmert? Wir wollen es abwarten, ohne uns Hoffnungen zu machen. Bis jetzt sind in Deutschland großen Worten noch niemals große Taten gefolgt.

Das aber liegt daran, daß wir uns entwöhnt haben, in betrübenden Einzelercheinungen Symptome eines unmöglichen Systems zu erkennen. Es ist nicht wichtig, ob ein zwanzigjähriger Leutnant in der Instruktionsstunde dummes Zeug daherredet. Wichtig ist, daß das dumme Zeug sakrosankt wird, sobald es ein Leutnant gesagt hat. Wichtig ist, daß man einem dreiviertelwüchsigen Jüngling eine scharf geschliffene Waffe umhängt und ihn durch patriotische Phrasen in den Glauben versetzt, er sei eine geweihte Persönlichkeit, ein höherwertiger Mensch, der vor dem Leben der misera plebs keinen Respekt zu haben braucht. Bedenklich und gefährlich ist die Rolle, die man den bunten Rock in unserem gesellschaftlichen Leben spielen läßt. Verhängnisvoll ist, daß durch die Bevorrechtung des Militärs die Begeisterung für den Krieg gefördert wird.

Dem muß entgegengearbeitet werden. Bei den Kindern fangen die Patrioten an zu arbeiten. Bei den Kindern sollten auch die Antimilitaristen anfangen. Ihnen muß gesagt werden, daß Krieg Mord ist. Ihnen muß der Haß und der Abscheu gegen den Mord eingepflanzt werden, ehe die kriegerische Phrase von

ihrem Gemüt Besitz ergreift. Weihnachten steht vor der Tür. Wer seine Kinder vor Kriegslust und Grausamkeit beschützen will, der schenke ihnen zu dem Fest, an dem es heißt „Friede auf Erden“, keine Bleisoldaten, keine Uniformen, Flinten, Säbel, Helme, Festungen oder ähnliches militaristisches Werbemittel. Es gibt genug schöne Sachen, an denen ein Kinderherz sich reiner erfreuen kann. Die Arbeiter aber seien daran erinnert, daß auch sie helfen können, in revolutionärer Weise gegen Militarismus und Kriegslust zu wirken. Sie mögen sich fernhalten von jeder Arbeit, die Rüstungszwecken dient. Sie mögen in ihren Kreisen dafür agitieren, daß die Kriegsindustrie aus dem Arbeitermangel nicht herauskomme. Kein Arbeiter, der auf sich hält, sollte in eine Militärwaffenfabrik eintreten, keiner Militärschneider oder Militärschuster werden. Für Kasernenbauten sollten keine Maurer gefunden werden, keine Zimmerleute, keine Dachdecker, keine Glaser. In diesen Tagen, wo bis ins behagliche Rentnerheim alles über die Diktatur des Säbels stöhnt, scheint es an der Zeit, solche Probleme zur öffentlichen Diskussion zu stellen.

Es sind Utopieen — gewiß. Aber laßt uns erst anfangen, Utopieen zu haben, die Bedingungen, sie zu verwirklichen, werden sich dann schon einstellen. Wenn es möglich ist, daß die Magenrevolte eines jungen Leutnants Regimente versetzen, Regierungen stürzen und Kriegsgefahr heraufbeschwören kann, wie sollte es nicht eines Tages möglich sein, daß der Verstand der Menschen den Weg zu Glück und Wohlfahrt fände? Nur nicht verzagen! Nur nicht verzagen!

Münchener Theater.

Der provisorische Intendant des Hoftheaters, Herr Baron v. Frankenstein, hat seine besondere Eignung zur Nachfolge Speidels bisher nicht erkennen lassen. Mindestens das Schauspiel ist unter seiner Leitung in wahrhaft betrüblichem Maße in Stagnation geraten. Von dem Wagemut bei Annahme von Stücken, von der Entschlossenheit zu zeitgemäßer Regiekunst, von dem Eifer, die guten Schauspielkräfte des Hauses reichlich und sinngemäß zu beschäftigen, von all dem, was die Hofbühne vor Frankensteins Einzug zum wertvollsten Münchener Theater machte, ist nichts mehr zu spüren. Seit fünf Vierteljahren warten wir vergeblich, ob nicht endlich eine künstlerische Manifestation des Intendanten erfolgen werde, aus der seine Physiognomie erkennbar würde. Nichts ist erfolgt, garnichts. Wenn aber schon einmal die Ankündigung einer Aufführung Hoffnungen erweckte, dann kam der Premierenabend und mit ihm die Enttäuschung.

Georg Büchner sollte gefeiert werden. Das war Ehrenpflicht im Jahre seines hundertsten Geburtstags. Daß man sich dieser Ehrenpflicht bewußt war, ist gewiß anzuerkennen. Die Wahl der Stücke war ja nicht schwer. Drei dramatische Werke hinterließ der Dichter nur, als er mit 24 Jahren starb. „Leonce und Lena“ hatten die Düsseldorfer erst im letzten Sommer gespielt. blieb also nur noch „Dantons Tod“ und das Fragment „Wozzeck“. Selten bin ich mit solcher Spannung und Vorfreude ins Theater gegangen, wie an dem Abend, an dem diese beiden herrlichen Werke auf dem Zettel des Residenztheaters angekündigt waren. Aber noch kaum je bin ich derartig deprimiert, ja empört aus dem Theater herausgekommen.

Es war natürlich schon unklug, zwei Stücke hintereinander zu spielen, deren jedes abendfüllend ist. Lieber hätte man auf eines überhaupt verzichten sollen, und jetzt kann man sagen: wäre „Wozzeck“ allein gegeben worden und diese „Danton“-Aufführung uns erspart geblieben, das Theater hätte dem Publikum, dem Dichter, den Schauspielern und sich selbst den größten Gefallen erwiesen. Dabei war die Bearbeitung des Werkes von Dr. Wolff verständnisvoll und sehr geschickt durchgeführt. Das Drama war in einer Weise zusammengestrichen und seine Auftritte zusammengeteilt, daß die Geschlossenheit der Handlung erreicht und die Verworrenheit vermieden wurde. Mit dieser Einrichtung in der Hand hätte ein brauchbarer Regisseur eine glänzende Aufführung zustande bringen können.

Es widerstrebt mir, die Vernichtungsarbeit, die Herr Dr. Kilian an der Tragödie verübte, im Einzelnen zu rekapitulieren. Ich müßte von der ersten bis zur letzten Szene abtragen, was er aufgebaut hat. Kein Tempo, kein Wechsel der Stimmungen, kein Zusammenklingen. Erfindungslos in den Einzelszenen und völlig von Gott verlassen, wo ihm Massenverwendung zugemutet wurde. Danton betritt das Gefängnis mit einer Bemerkung darüber, daß es schon übertoll ist. Die Ueberfülltheit des Kerkers von elenden, die Guillotine erwartenden Gefangenen wird im Münchener Residenztheater von vier behäbigen Herren besorgt, die sich gemütlich auf einer Bank räkeln. Danton kniet neben einer Grisette. Während sie ihm ergreifende Intimitäten erzählt, springt der große Erotiker auf, stellt sich in eine Ecke und rauft sich die Haare. Das sind irgendwo herausgegriffene Beispiele, die sich zu Dutzenden vermehren ließen. — Und die Rollenbesetzung! Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen! Dieser Danton! Ein sentimentaler Pfahlbürger. Dieser Robespierre! Ein Cabaret-Deklamator. Was nützen da die guten Leistungen, die Herr v. Jacobi (Camille Desmuolin) und vor allem Helene Ritscher (die Freundin Dantons) boten? Zwei Fettaugen auf einer ungenießbaren Wassersuppe.

Selbst die anschließende „Wozzek“-Aufführung konnte über den trostlosen Eindruck der Dantonverschandelung nicht mehr hinweghelfen. Zwar war Steinrück in der Titelrolle glänzend und Basil famos in einer komischen Charge. Aber der unglückliche Dr. Kilian führte auch hier Regie, und so wurde aus dem ungeheuren Auf und Nieder von Geschehnissen ein gleichmäßiges Sichabwickeln einer Handlung.

Hat sich der Intendant um diese Aufführung nicht gekümmert? Hat er sie gutgeheißen? Weiß er nicht, wer für bestimmte Stücke als Regisseur in Frage kommt? Oder kümmert er sich nicht darum? Herr v. Frankenstein wird ja wohl nach Ablauf seiner beiden Probejahre auf seinem Posten bleiben. Vielleicht nimmt er einen guten Rat an: Er engagiere für das Schauspiel umgehend einen eigenen Direktor.

B e m e r k u n g e n .

RabIndranath Tagore. **Wer ist das? Der neueste literarische Nobelpreisträger. Ein indischer Dichter, von dem die Zeitschriften plötzlich reichliche Beiträge bringen, — nicht weil er ein Dichter, selbst nicht, weil er ein indischer Dichter, sondern weil er der neueste literarische Nobelpreisträger ist. Aus den Dichtungen, die wir auf diese Weise kennen lernten, habe ich**

eigentlich nicht viel Anwartschaft auf Bekrönung vor allen europäischen Dichtern herausgelesen. Feine kleine Betrachtungen einer naiven, sauberen Seele. Anmutige Weltweisheit. Ein wenig verträumter Kritizismus. Vielleicht sind diese Dinge in der Muttersprache des Dichters unermeßlich schön. In den Uebertragungen wirken sie sympathisch, aber abgestanden. Warum die Zeitungen wegen der Erteilung des Nobelpreises an Rabindranath Tagore böse sind, ist mir unverständlich. Man hatte die Kandidatur Rosegger aufgestellt. Nun daraus nichts geworden ist, grollt man. Man besänftigte sich. Auch Petri Kettenfeier Rosegger, der erst siebzig ist, wird einst in die Jahre kommen, die jeden Mangel an dichterischem Können ausgleichen. Dann wird auch er den Nobelpreis bekommen — als Altersprämie, wie andere vor ihm. Alfred Nobel hat sein Legat nicht an Europa gebunden. Der beste Dichter soll ausgezeichnet werden: wo er auch sei. Als er in ihrer nächsten Nähe saß, wußten ihn die Stockholmer Richter nicht zu finden. Strindberg starb ungekrönt. Nun haben sie in weiter Ferne gesucht. Vielleicht ist Rabindranath Tagore wirklich von allen Würdigen der Würdigste. Vielleicht verdient er vor Anatole France den Lorbeer. Ich weiß nur einen Grund, der mich daran zweifeln läßt: daß er den Preis bekommen hat.

Vaterländisches. Wenn Amerika das Land der unbeschränkten Möglichkeiten heißt, so wird man Bayern billig das Land der unmöglichsten Beschränktheiten nennen dürfen. Der gegenwärtige Ministerpräsident des Zweikönigreichs sorgt, wie jener aus dem „Mikado“ bekannt gewordene Gerichtshof, weit und breit für dauernde Heiterkeit. Nachdem ihm die Beförderung des Landesonkels zum Landesvater beim zweiten Anlauf gelungen war, galt es, der neuen Würde den würdigen Aufwand zu sichern. Die liebe Volksvertretung jedoch, die eben erst der Gottesgnade eine neue Betätigungsmethode konzidiert hatte, wurde bockbeinig, als es ans Zahlen ging, und Herr v. Hertling mußte sich böse Additionen anhören und peinliche Vorschläge, wieviel man vom Prunk der Königspracht subtrahieren könne. Aber siehe, der Staatsmann hatte eine Ueberraschung im Sack und bescherte dem Landtag zum Nikolaus die Enthüllung, daß in Bayern sparsamer gewirtschaftet werde, als irgend ein Patriot ahnte. Wenn es hierzulande Gäste gibt, die sich mangels erfreulicher Vorfälle in unseren Tagen an zweifelhaften Erfreulichkeiten vor hundert Jahren begeistern, dann ist's ein Gratisvergnügen für die Gastgeber. Das Angstschwitzen vor anarchistischen Freveltaten bei der Kelheimer Fürstengeneralversammlung hat dem Hofsäckel nichts geschadet. Das hat ein anonymer Spender — ohne jede Gegenleistung! — bezahlt. Die liberalen Staatsbetreuer waren sehr entsetzt ob dieser Enthüllung, und einer von ihnen schwang sich zu der Forderung auf, dem freundlichen Geber müsse zurückgezahlt werden, was die

Gaudi gekostet hat. Beileibe nicht! Seien wir doch froh, wenn bei Befreiungsfestlichkeiten wenigstens das Portemonnaie der Steuerzahler befreit bleibt. Nur sollte der liebenswürdige Hoftraktierer aus seiner Verborgenheit hervortreten. Der Anblick eines Mannes, der — ohne jede Gegenleistung! — sämtliche deutsche Landesväter bewirtet, wird seine erziehlche Wirkung auf das Volksgemüt sicher nicht verfehlen können.

Aber wie zur Zeit der Regentschaft sonach schon äußerst ökonomisch gewirtschaftet wurde, so soll, wie der Ministerpräsident versicherte, auch weiterhin im Zweikönigreich, wo es nur möglich ist, gespart werden. Wo ist es am leichtesten möglich? Natürlich bei den Hoftheatern, besonders beim Prinzregententheater, das nach Hertlings Meinung ja doch keinen anderen Wert hat als den der Hebung des Fremdenverkehrs und des Hotelgewerbes. Der Mann hat ganz recht. Man sollte die Kunstbude schließen und ein Panoptikum für staatsmännische Kapazitäten daraus machen. Hertling und sein homogenes Ministerium werden im Foyer aufgestellt, umringt von den Cassel- und Quasselmännern des Landtags, die nicht verfehlt haben, ihm jeden verlangten Groschen für die erhöhte Ziviliste zu bewilligen. Vielleicht findet sich eines Tages wieder einmal ein anonymer Gerngroß, der — ohne jede Gegenleistung! — die deutschen Fürsten in diese neue Befreiungshalle zu Bier und Weißwürsten einlädt. Anarchisten brauchten sie dabei nicht zu fürchten. Die machen einen weiten Bogen um solche Feststätten.

Grundherrliche Zensur. Er lüftet das Visier, der Herr K. Kämmerer Freiherr v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus, kgl. Polizeipräsident zu München. Was darunter hervorschaut, ist das Anlitz des Herrn Barons v. d. Heydte. Kaum bietet sich ihm Gelegenheit, sein Zensuramt auszuüben, und schon zeigt der neue Herr, daß er sich auf alle Schikanen aus dem ff. versteht. Die Zeitschrift „Die neue Kunst“ (Verlag Bachmaier) veranstaltet für ihren Interessentenkreis eine geschlossene Vorstellung von Franz Bleis Drama „Die Welle“. Bekanntlich hat es in München schon oft geschlossene — d. h. der Zensur nicht unterworfenen — Aufführungen gegeben. Unter der Aegide des Herrn v. d. Heydte sahen wir die „Büchse der Pandora“, die erste (ungestrichene) Aufführung der „Franziska“ und noch etliche andere, ohne daß später sittliche Schäden bei den Teilnehmern und Zuschauern wahrgenommen werden konnten. Erst in der allerletzten Zeit seiner gesegneten Amtstätigkeit versuchte der frühere Polizeihauptling auch diesen privaten Vorstellungen engere Grenzen zu ziehen. Und man erinnert sich wohl noch, wie er dabei ausrutschte und sich plötzlich an der Spitze des Senats des Verwaltungsgerichtshofes wiederfand. Die bei Gelegenheit der „Lulu“-Premiere im Künstlertheater kreierte Praxis, „daß nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Pressenotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf an der Abendkasse“ — diese Praxis

(die lange Satzperiode stammt nicht von mir, sondern von der Polizei) hat nun Herr von Grundherr freudig aufgegriffen. Er hatte aber das Glück, bei der Konstruktion von Schwierigkeiten für die Aufführung der „Welle“ auch ein Gerichtsurteil verwerten zu können, das jüngst in einem bestimmten Fall den Begriff der geschlossenen Vorstellung definierte. Danach sollen nur solche Veranstaltungen als geschlossene gelten, bei denen die Teilnehmer einen geschlossenen, durch ein gemeinsames Interesse zusammengehörigen Personenkreis darstellen, d. h. Mitglieder eines Vereins sind oder deren nächste Angehörige. Der Zensor hat in seinem Bescheid an den Verlag der „Neuen Kunst“ das Gerichtsurteil, wenn auch ohne Quellenangabe, wörtlich zitiert. Es war ihm also bekannt. Es ist schade, daß er es nicht ganz gelesen hat. Sonst hätte er merken müssen, daß es sich auf einen ganz bestimmten singulären Fall bezog, auf dessen besondere Zusammenhänge — in übrigens sehr subjektiver Weise — immer wieder Bezüge genommen wird. Die prinzipielle Anwendung der juristischen Deduktion auf alle geschlossenen künstlerischen Veranstaltungen bedeutet eine erhebliche Verschärfung der bisher geübten und doch wohl hinlänglich rigorosen Münchener Zensurpraxis. Herr v. Grundherr wird gewärtigen müssen, daß ihm bei Einbürgerung derartiger kulturhemmender Anstrengungen die berufenen Organisationen der geschädigten Schriftsteller und Künstler sein amtliches Leben nicht eben versüßen werden. In dem erwähnten Urteil ist nun aber davon die Rede, daß öffentliche Ankündigungen von Privatveranstaltungen mit dem Charakter geschlossener Vorstellungen in Widerspruch ständen. Das ist ureigene Polizeiweisheit. Der Polizeipräsident sei darauf aufmerksam gemacht, daß redaktionelle Notizen in den Zeitungen weder seiner noch irgend eines anderen Aufsicht unterstehen. Will er verhindern, daß im redaktionellen Teile der Blätter Voranzeigen von Veranstaltungen irgend welcher Art erscheinen, so führt er damit vormärzliche Zustände in München ein. Es sei ihm nämlich die kleine historische Reminiszenz in Erinnerung gebracht, daß es einmal in Deutschland eine Revolution gegeben hat, der unter anderem die Zeitungszensur zum Opfer gefallen ist. Nicht einmal die Mecklenburger Grundherren haben sie bis zur Stunde einführen können, — es wird also vermutlich auch dem Münchener Zensor nicht gelingen. Die Autoren aber, die Theaterdirektoren, Dramaturgen und alle sonstigen Veranstalter künstlerischer Dinge mögen sich einmal überlegen, ob sie sich nichts damit vergeben, wenn sie bei jedem Verbot, bei jeder Einschränkung ihrer Wirksamkeit aufs Polizeipräsidium laufen und um Milde winseln. Die Polizei ist die natürliche Feindin alles kulturellen Fortschrittes, insbesondere der Kunst. Der einzelne Beamte möchte vielleicht manchmal sehr gerne entgegenkommen. Er darf es einfach nicht, weil stärkere Mächte ihn daran hindern. Man gebe aber der Polizei auch keine Gelegenheit, sich in Kleinigkeiten gütig zu zeigen. Dadurch stärkt man ihre Macht und degradiert sich selbst. Man zwingt die Behörde, die Dinge der Geistigkeit zu respektieren, und wo sie es nicht tut, provoziere man Prozesse, die die Rechtsgiltigkeit ihrer Verordnungen nachprüfen mögen. Die Öffentlichkeit

aber erinnere man unausgesetzt daran, wie schmachvoll es ist, daß sie sich zu jeder geistigen Unterhaltung von einem zensurübenden Kindermädchen gängeln lassen muß.

Die Weltordnung in Gefahr! Im bayerischen Landtag hat man den Etat beraten. Wenn man mal in so einen Parlamentsbericht hineinsieht, dann merkt man erst, wie faul es um alle die guten Einrichtungen eines modernen Staates bestellt ist, deren Kosten am Schluß der Rederei bewilligt werden. Da hat am zweiten Dezember Herr Held im Namen des Zentrums sein Wunschregister aufgezogen. Ja, das ist geradezu schrecklich, was da alles zutage kam. Zucht und Sitte, Religion und Erziehung sind in diesem Lande am Rande des Unterganges. Besonders hat es Herr Held mit dem Dr. Horneffer, der mit seinem freireligiösen Unterricht den „Geist der berühmten spanischen Ferrerschulen“ nach Bayern trage. Nein, nein, Herr Held! Sie tun unseren Konfessionslosen bitter Unrecht. Von Ferrers Geist hat Horneffer mitsamt seinem Moralunterricht und seinen atheistischen Gottesdiensten keinen Hauch verspürt. Um den ins Zweikönigreich einzuführen, dazu bedürfte es erst der leibhaftigen Erscheinung des Teufels, den Sie an die Wand des Parlaments gemalt haben. Ich zitiere:

„Hat die Regierung Garantien, daß dort (bei Horneffer) nicht auch andere Ideen gelehrt werden, die die heutige Welt- und Gesellschaftsordnung als Unsinn bezeichnen, die Zuchthäuser und Gefängnisse als Schandmaler der Menschheit, wie es von Horneffer geistig nahestehender Seite geschehen ist? Ist die Regierung auch fernerhin gewillt, einen Moralunterricht zu dulden, der . . . keinen Gottesglauben kennt, keine Verantwortung, keine unverrückbaren sittlichen Grundsätze, keine Autorität anerkennt? . . . Was einem Horneffer erlaubt ist, muß auch der Sozialdemokratie und schließlich auch einem Erich Mühsam erlaubt sein! . . .“

Das wäre gräßlich. Was aber meine Person anlangt, so kann ich Herrn Held und die Seinen beruhigen. Ich werde niemals einen bayerischen Kultusminister um Erlaubnis bitten, wenn ich meine pädagogischen Grundsätze betätigen will. Ich habe gefunden, daß man auch ohne staatliche Konzession ganz gut gegen die Dogmen der Jenseitsvergeltung, der Autoritäten und des unverrückbaren sittlichen Wertes der Zuchthäuser zu wirken vermag. Indessen: mit Freireligiösität haben meine Ansichten gar nichts zu schaffen. Ich glaube, diese Feststellung ist der einzige Fall, in dem Herr Dr. Horneffer und ich ganz einig sein dürften.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber Erich Mühsam.

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MUENCHEN.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für fielehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanzlere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.